

Den Diamantstleifer.

Roman von S. Rosenthal-Bonin.

8. Kapitel.

Es war schon Nachmittag, als Kapitän von Heeren mit seinem schwarzen Steuermann auf der Dampfjähre über die Maas fuhr, um zu seiner Landwohnung zu gelangen. Beide fuhren wieder mit einem Torfstack tiefer ins Land und stiegen dann an einem mit Büschen eingefassten Wiesenwege aus, um die letzte Strecke bis zur Wohnung des Kapitän's, da der Kanal etwa zehn Minuten entfernt davon vorbeiflie, zu Fuß zurückzulegen.

Die Donna Anna ist ein gutes Schiff für Güterfabriken, nahm jetzt der Kapitän das Wort. Sie dient gut unsern Zwecken, erwiderte mit seinem gewöhnlichen eisernen Grinns der Afrikaner. Jetzt schaute der Kapitän seinen Steuermann an, sah aber gleich darauf weg, als der Afrikaner seinen Blick, der mehr als Worte sagte, erwidern wollte.

Die Sache ist keine Kleinigkeit, sprach der Kapitän nach einer Pause weiter. Es erfordert die größte Klugheit, Vorsicht und Koltsblütigkeit. Die werden wir haben, Kapitän, entgegnete der Schwarz. Von dir weiß ich das! Aber die andern acht Mann, die wir brauchen, sind ein Hindernis; ein unschätzblicher Hilfsarbeiter habe ich schon gewonnen. Wir fangen ihn sojaguen von der Straße auf; er ist bei mir im Garten beschäftigt, soll aber so bald als möglich auf das Schiff.

Der Mann ist kein Schiffer? fragte der Afrikaner. Nein, ein Handwerker, aber stark und nicht dum, lautete die Antwort des Kapitän's. Du wirst ihn bald jo weit gebracht haben, wie wir es für meine Dienste brauchen; im übrigen wirst du ihm die Karten verdeck halten.

Das werde ich, Kapitän, gab der Afrikaner zurück. Du wirst ihn wahrscheinlich heute sehen, such ihn nicht vom Dienst abzuweichen. Ich wünsche nur, ich könnte mit lauter solchen Leuten fahren. Besser wär's natürlich, pflichtete der Neger bei. Unter diesen Gespräche waren beide beim Gartenthor angelangt und die alles sehenden Augen des Negers erblickten das Fräulein bei einem ihm fremden, großen blaffen Mann. Ben Halim's Augen wurden größer und starr; er röthlicher, schimmernder Funken bligte in ihnen auf — das war aber nur ein Moment, denn im nächsten Augenblick schien der Afrikaner wieder jo ernst und undurchdringlich wie sonst.

Gefine, welche die Kommenden bemerkt hatte, ging ihnen, den Vater begrüßend, entgegen; den tief sich verneigenden Neger bewillkommnete sie heute freundschaftlich als sonst — sollte doch ihr Schicksal bald unter den Befehlen des ihr unsagbar unheimlichen Menschen stehen. Ben Halim warf seine Blicke nach der Baube, in welcher der Diamantstleifer sich befand. Der Kapitän rief diesen herbei.

Frend Sivers? sprach er dem sich Nähernden entgegen, das hier ist mein Steuermann Ben Halim, ein unverfälschter Afrikaner, ein tüchtiger Seemann, trotz der Schwärze seiner Haut, und ein treues Herz, wie kein Weißer mir bisher solches betätigte. Schließen Sie Freundschaft, Schiffsamerikaner mit diesem Mann, denn er wird Ihr Vehrmeißer sein.

Der Diamantstleifer reichte dem Schwarzem die Hand hin, welche dieser kräftig ergriß und schüttelte, — dabei sah er den Mann nur ganz flüchtig an. Auf anderer Nebenbarmt zwischen Bord und See werden wir uns schon näher kommen, jagte er lächelnd, seine schimmernd weißen Zähne zeigend. Dann ging man ins Haus — der Kapitän hatte eine Trinke

stube für gemeinsame Besuche und Gespräche. Er lud auch Paul Sivers ein, ihm zu folgen, und während Gefine sich in ihr Zimmer begab, nahmen die drei Männer auf den schweren Eisenfüßen an dem riesigen alterthümlichen Tisch, welcher zur Seite eines mächtigen Kamins stand, Platz. Kapitän entließ das Zimmer nur noch einen Schrank mit Flaschen und einen großen Pfeisenständer, garnirt mit mehreren Reihen jener dunk angelauchten leuchtlopfigen Thonpfeifen, wie sie die echten alten Holländer liebten. Der Kapitän stellte eine Flasche echten Samois nebst Gläsern auf den Tisch und schenkte ein.

Der Schwarz trank sein Glas auf einen Zug und hielt oben die Hand hoch darauf. Das ist meine Portion, Kapitän, nie mehr darüber, ich vermag's nicht, sprach er bestimmt. Natürlich, lachte von Heeren, in dir steckt afrikanische Hitze, du brauchst es nicht. Aber wir, Freund Sivers, wandte er sich an diesen, haben viel holländisch Kanalwasser in den Adern und das verträgt die und da eine kleine Mischung. — Was! sind Sie ein Temperenzler? rief der Kapitän erstaunt, als der Diamantstleifer sein Glas noch fast voll zeigte.

Herr Kapitän, lachte Sivers kopfschüttelnd, ich habe den Rum nie anders als in schwarzem Kaffee getrunken. Ah, richtig, erwiderte der Kapitän, Sie sind ein Franzose, also ein Landmann, richtete er seine Worte an den Afrikaner. Hier schwarzer Franzose aus Algier, dort weißer aus Paris. Ich wünsche nur, ich hätte ein Duzend Kerle, wie ihr seid, an Bord — Intelligenz, Kraft, das geht über das Handwerk.

Kapitän, das Seegererbe muß auch erlernt sein, warf der Schwarz ein. Ohne Schiffs- und Seekenntnis, wie sollte man da fahren? Natürlich muß es erlernt sein, stimmte der Kapitän zu, du bist ja ein Steuermann, wie er im Reglement steht. — Ich möchte aber nur, daß unser neuer Kamerad das Vertrauen zu sich selbst bekommt und mutig und frisch ans Werk geht.

Ich liebe die See, Kapitän, gab Sivers zur Antwort, und pflüge jede Sache, die ich angreife, mit all meinen Körper- und Geisteskräften zu betreiben, und so hoffe ich ein brauchbarer Seemann zu werden. Ich verstehe auch etwas Mathematik, das bringt mein Veruß mit sich, und habe zu meinem Vergnügen noch Astronomie getrieben.

Der Kapitän sah den Sprecher überaus an. — er hätte sich, jo schön sein Blick zu sagen, den jungen Mann weniger erfahren und gebildet in diesen Dingen gewünscht. Er ließ sich jedoch davon nichts anmerken.

Um jo besser! erwiderte er in dem besten, sozialen Ton, mit welchem er in seinen Gesprächen meist verkehrte, doch möchte ich Sie, mein Freund, darauf aufmerksam machen, daß beim Seefahren die Praxis ein eignes Lau, die Theorie ein glänzendes Haben ist.

Der Kapitän wie der Diamantstleifer waren zu sehr in ihr Gespräch vertieft, um wahrzunehmen, wie der Schwarz während dessen jeden Zug im Gesicht des nebenkommenden Seemannes mit einer so seltam starren Aufmerksamkeit des Blickes fixirte, wie der Alligator seine Beute, die er belauert, lange Zeit angustieren pflegt. Jetzt schaute der Neger zur großen Wanduhr auf und erhob sich.

Kapitän, um acht Uhr muß mich die Hafenpatrouille auf der Donna Anna finden. Der Kapitän fand gleichfalls auf. Nun, morgen kann sich unser junger Mann an Bord begeben, sprach er. Wir beginnen die Ladung einzunehmen und da wird er das Schiff gleich gründlich kennen lernen. Er reichte dem Neger und Sivers die Hand und beide gingen aus dem Zimmer.

rei hundmüd." Da antwortete der Barbier: „D. dafür weiß ich Math. Einer von uns dreien muß wachen, während die andern schlafen, und da wollen wir losen, wer von uns der Erste, der Jucette und der Letzte sein soll. Damit waren der König und der Bauer einverstanden, und nun wurde gelost; danach mußte der Barbier zuerst, nach ihm der Bauer und zuletzt der König wachen. Der Barbier machte auch mit aller Treue, während dessen beide die Heirathgehehen wacker schmachteten. Endlich, nachdem er alles gethan, um sich munter zu erhalten und die Mangelweile zu verdrängen, schaltete er sein Felleisen auf, langte sein Scheremeißer und übliches Handwerkzeug heraus, setzte den Kopf des Königs an den Bauer und nun wurde gelost; Blatte wie die des Königs. Wie nun keine Zeit verlossen war, da stieß er den Bauer in die Seite und rief: „Auf! auf! nun ist die Heirath an euch! Der Bauer erwachte; als er aber schlaftrunken nach dem Stovie sagte und seine Haare sank, ward er böse und rief: „Was doch der Barbier für ein dummes Kerl ist! Da soll er mich wecken und nun hat er den König geweckt!“

Das Würfelspiel war schon lange v. Chr. Geb. bekannt, das erste Verbot desselben aber wurde erst im 18. Jahrh. erlassen, zu einer Zeit, in welcher es in Frankreich Ansehen gab, in denen Untracht in diesem Spiel ertheilt wurde. Häufige Spieler wurden in der folgenden Zeit freilich bestraft. In Bologna hieß man dem mit falschen Würfeln Spielenden die Dämonen ab in die Hölle hand man ihn, wenn er nicht zu zahlen wagte, und wenn er nicht durch das Kaiser. Auch den verderblichen Folgen des Spiels suchte die Gesetzgebung zu steuern. Der Rath von Neapel wurde im 14. Jahrh., daß kein Spieler, wenn er seine Dämonen verloren habe, mehr Geld spielen dürfe, als seine Kleidung werth sei, und der Rath von Florenz bestimmte 1396, daß jeder, der im Würfelspiel verloren habe, drei Jahre lang verbannt sein solle, seinen Namen zurückzuführen, was auch heute Verbannten thun kommt, wenn er selbst binnen zwei Monaten sein Recht nicht geltend gemacht hat. Später wurden Spielerhäuser allerdings polizeilich geschlossen, standen aber unter Aufsicht. Die meisten gab es in Frankreich und Italien. In Paris zählte beispielsweise 1848 der General-Einzelhändler für zwanzig Spielhäuser jährlich sechs Millionen Francs Spielplatz.

Kamerunische. Aus Zambou, der äußersten deutschen Station im Innern von Kamerun, hat der Afrikanischer Jenker an den Präsidenten der Societa Africana d'Italia zu Neapel ein Schreiben gerichtet, das das Bolletino della Societa Africana d'Italia veröffentlicht. Der „Span. Conc.“ bringt eine deutsche Uebersetzung, in der es u. a. heißt: „Dann und wann, sobald ich Gelegenheit bietet, gehe ich in einem Boot aus, um nach dem Meer zu fahren, um die Küste zu besuchen. Das Volk ist nicht schlecht; man findet allerdings wenig Atlas noch Füll, die Wasserren sind nur mit einem Stückchen trockenen Pfingstbrot besetzt. Ihre Haartrachten sind prächtig, und die Kunst, welche sie auf ihre Frühen verwenden, übertrifft alle Weiberarbeiten; sie weiffen mit den Parier Frühen und überreffen sie vielleicht noch an Schönheit. Sie sind bei Frauen und Mädchen vertheilt; bei den letzten bilden keine wesentlichen Ketten gezeit werden. Frauen sind die Haare in Weiffenräumen in Galten gelegt (in Form einer Melone), die Zwischenräume werden reichlich mit Palmöl eingeseift, was an frühen Tagen ganz hübsch ausieht; manchmal glänzt es auf der Stirn wie Porzellanfarbe, während es an warmen Tagen den Hals und Rücken hübschlicht. Um sich davon zu reinigen, gebrauchen sie nicht wie unsere Schönen Seife, sondern ein gemüthliches Rindeneier; das sie stets für den Nothfall zur Vertheilung bei sich tragen; doch sind sie nicht eben präde. Die Damen zählen ihre Geliebten mit kleinen Bambusstäbchen, die sie an einer Schnur befestigen, bis zu ihrer Vertheilung. So mehr es sind, desto besser für sie, desto höher werden sie von ihrem Gatten geliebt. Ihr Körper ist sehr schön, von guter rother Farbe (Rosa), welche von Gummis (Wahol, Wasia) berührt. Wenn diese Farbe vertiebt, genährt sie wohlkommen den Muthig eines ihres rothe Hautschönheit. Zur Unterhaltung haben die Mädchen oft eine Höbe bei sich und spielen die Stücker, während sie umhergehen; wenn sie Freunde und Fremdbinnen an einem passenden Orte antreffen, wird munter ein Tänzen improvisirt.“

Das tolle Jahr. Als Friedrich Wilhelm IV. einmal Weiffen besuchte, hatte Freiherr v. Binde die Aufgabe, ihm den Ehrenkrant zu reichen. Der aufrecht konstitutionell gefinnne Parlamentarier that dies mit den Worten: „So echt, jo lauter und rein, wie dieser Wein, sind die Gemüthungen der Weiffen für Ein Völkert.“ Der König erwiderte mit neckischem Lächeln: „Na, lieber Binde, es ist doch kein Weinbündelstiger?“

Wohin der Vegetarianismus führen kann, lehrt folgende Anzeige des „Abüringer Waldboten“: „100 Centner Weiz, auch

in kleinen Posten zu kaufen gesucht von D. Schamm, Alter Schützenhof.“

Grad recht. „... So wie f' bin, bin f' grad recht? Nel ganz verrückt, sonst sperren's mit ins Narrenhaus, aber auch net ganz zurechnungsfähig, sonst sperren's mit ins Zuchthaus!“

Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Zahnarzt: „Wenn Sie nicht stülbalten und jo nervös bin- und hepp rütchen, kann ich Ihnen den Zahn nicht plombiren. Ich bin heute morgen selber etwas nervös.“ Patient: „Nanu, Doktor, das ist doch sonst nicht Ihr Fall. Wie kommt denn das?“ Zahnarzt: „Na, ich muß mir heute nachmittag selbst einen Zahn plombiren lassen.“

Gegenfeitig. Bigg hat von Nener zwei Pferde gekauft und ihm dafür Wechsel mit ziemlich hütem Fülligkeitsermine gegeben. „Wie heißt!“ ruft Meyer, „deine Wechselchen laufen aber sehr langsam!“ — „Bih!“ entgegnet Bigg, „was schreibst du? Ich werd' sein sehr zufrieden, wenn deine Pferd' jo lang laufen!“

Unfall. Ganaz; Bessus, und Herr! Die Gnädige hat sich in die Junge geiffen und das Stück! hinuntergeschluckt. — Der gnädige Herr: Schrecklich! Gschwind, laufen Sie zum Doktor und sagen Sie ihm, die gnädige Frau hat sich — vergiftet.

Das sagt genug. „Was müßte ein Mann zu thun haben, Fräulein Margarethe, der um Ihre Hand werden wollen?“ — „Nichts.“

Ein Augenichts. „Sulda und Frigge haben sich gestern verlobt! Also hat er doch den Schlüssel zu ihrem Herzen gefunden?“ — „Frigge? — der? — der hat der Spitzbude geröh mit'n Dietrich uffjemaht!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Die Regeln der Reikunst in ihrer Anwendung auf Campagne, Willkür- und Schuttreiteri vom Rittermeister A. D. N. Kästner. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 71 in den Text gedruckten und 2 Tafeln Abbildungen. 450 Mt. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Der Verfasser hat mit seinen „Regeln der Reikunst“ ein Hüßbuch von größtem praktischen Werth geschaffen, das jedem Reiter, dem guten wie dem blühenden, von Nutzen sein wird. In 5 Abschnitten wird das ganze Gebiet der Reikunst erschöpft, klar, übersichtlich, und dennoch kurz und hübsig behandelt. Dem, was die Reikunst gemacht ist auch das Warum beigefügt, wodurch in dem Vernehmen das Verständnis erweckt und es ihm ermöglicht wird, den Forderungen und Gebren von Stufe zu Stufe zu vertheiligt zu folgen. Die zahlreichen Abbildungen veranschaulichen den Text, indem der Reiter seine geüblichen und unvollkommenen Kenntniss niedergelegt hat, aufs wirksamste, und es muß als ein besonderer Vorzug des Buches betrachtet werden, daß aus ihm auch die Fehler, die der Reiter macht, zu ersehen sind.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl vorbehalten:

Gemeinderichtliche Gesundheitslehre, geführt auf Urtheile berühmter Mediziner. Ein zuverlässiger Wegweiser für Gesunde und Kranke, insbesondere bei Magenleiden, Nervenleiden, Blutarmuth, Magerkeit, Strohblut, Sphocondrie, Hämorrhoiden, Gicht, Rodaga u. s. w. von Hugo Menne, Schriftsteller. Berlin 1892, Selbstverlag (Svaldenstraße 88). 1.20 M.

Der Feldzug gegen den Vort und die Einnohe von Vendome am 15. und 16. Dezember 1870. Kriegsgeschichtliche Studie von F. Korfleiss, Hauptmann und Compagniechef im braunschweigischen Inf.-Regim. Nr. 92. Mit einer Uebersichtstafel und 2 Plänen in Steinrind. Berlin, G. E. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. 3.60 M. Venl. Eine Tivoler Bauergeschichte, von Adolph Heinrich Greuß. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1893. 1 M. Vom Rhein bis zum Canal. Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870/71 von W. Ernst. Rathenow 1892, Max Bahngens. 1.50 M.

Das Familienfest. Fontane's Sammlung von Gelegenheits-Gebichten zu Vortragsabenden, grünen, silbernen und goldenen Hochzeiten. Herausgegeben von Ulrich v. Burhard. Verlag von J. Fontane & Co. Berlin W. 3 M. Was zu haben mit untern Kindern? Allgemeines deutsches Erziehungs-Verfah für das 5. u. 6. Von Dr. Hermann Hebig. Völlständig in 12 Heften à 50 Pf. 2.-4. Heft. Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Karl May's Reises-Romane. Hg. 41-50 (Bd. 5: Hg. 1-10). Durch das Land der Skulpturen. Freiburg i. B. Friedrich Ernst Behrens. à Hg. 30 Pf.

Sür die Redaction verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Engel in Halle a. d. S.



Im Garten nahm der Schwarze von dem neugeworbenen Seemann mit kräftigen Händehäufeln und einem verheißungsvollen: „Auf morgen denn!“ Abschied.

9. Kapitel.

Dort, wo das gelbe Wasser des Elbstromes mit den grünen, schweren Salzwegen der Nordsee sich nicht, die Erde sich mächtig, buchtartig erweitert, indem die Ufer weit zurücktreten, um den gewaltigen größeren Fluthen des Meeres Platz zu machen, liegt das Städtchen Kuxhaven, bestehend aus einigen geräumlichen Straßen, in denen eine Reihe Matrosenkasernen den lebhaftesten Theil bilden, und Docks, Nothflakonen, Seearantennhäuser, Leuchtturm und sonstigen zu einem guten Quartaal gehörigen Bauten, welche theils am Lande liegen, theils in das bewegliche Element sich hinein erstrecken.

In einer der abgelegenen Straßen des stillen Ortes wohnte in einem ärmlichen Stübchen eine alte Frau, deren verwitterte Züge von entschieden israelitischem Gepräge noch immer auf einmüthige vornehme Schönheit deuteten. Jetzt aber bot das bleiche, längliche Gesicht der fünfzigjährigen Frau jenes traurige, nehmthätige Gepräge, das Nummer und Noth und elden weiblichen Zügen um so ergreifender zu verleihen pflegen, je seltener sie einst gewesen.

Die Frau sollte, so jagte man in Kuxhaven, reiche Verwandte in Hamburg besitzen; die Verwandten, erzählte man ferner, hätten sie verlassen und ihr eine Leibrente angesetzt, die so klein sei, daß die Frau sich nur nothdürftig erhalten könnte, wenn sie sehr fleißig, wie sie das auch that, an jenen langen, bunten, schlauchartigen Wollenshabes striede, welche zur Auswärtigen eines guten Matrosen gehören, sobald er das Land verläßt. Man besagte der stillen, schweigenden Alten trotz ihrer Armut mit allgemeiner Achtung, ob insofern jener Gerüchte oder ob ihre persönliche Ersehung diese einflüßte — vielleicht wirkte beides zusammen.

Die alte, eifrig strickende Frau, die tagtäglich, das Bettchen mochte sein wie es wollte, zur Stuhlwärze auf dem Hofedamm hinausging, ihren altmodischen schwarzen Regenschirm mit Weingriff als Stoch gebrauchend, die schwarzen, tief-schwarzen Augen stets zur Erde gekehrt, war eine allgemein bekannte Figur in Kuxhaven.

Die Frau empfing vierteljährlich ihre Anweisung aus Hamburg — das war der einzige Verkehr, den sie mit der Außenwelt zu haben schien, abgesehen von ihrer Schamstrickeri, deren Ereigniß sie stets an ein und dasselbe Gesicht abtastete. Um so mehr erregte es Ansehen im Orte, als eines Tages der Polizeidiener die Frau aufs Amt citirte, und die Leute stredten die Köpfe zu den Fenstern hinaus, wie die alte Dame in Begleitung des Polizeiboten durch die stillen Straßen aufs Amt wanderte.

„Fräulein Emenreich“, sprach der Beamte, als die Dame bei ihm erschienen war, „haben Sie Verwandte oder Bekannte in Rotterdam, vielleicht auf der Polizei dort?“ Die Dame verneinte.

„Alte Schuldner vielleicht in Holland?“ „Nein, sicherlich nicht“, sprach die Dame, etwas unsicher aufblickend.

„Nun, das ist wunderbar — der Absender muß ein kurioser Kauz sein, das ist aber der Sache nichts, Fräulein. Sie werden's gebrauchen können. Da ist auf dem hamburger Polizeiamt ein Brief aus Rotterdam amtlich eingelaufen, in diesem Schreiben stand: „anbei zehn Gulden an Fräulein Rebekka Emenreich, geboren in Hamburg 1820, abzugeben — aber nur in dem Fall, wenn das Fräulein die Namen zweier Brüder, — nun wie heißen diese, Fräulein Emenreich?“ — richtig angiebt. — Wie heißen Ihre Brüder, Fräulein?“ — „Ich verstehe die Polizeivorhand mit Unwissenheit — „davon hängt die Ausbändigung der Summe ab.“

„Samuel und Jaak“, gab das Fräulein sehr erstaunt zurück. „Da, das stimmt. Hier, Fräulein, sind Ihre zehn Gulden. Lassen Sie sich diese gut bekommen, wünsche baldige Wiederholung. Bitte, quittiren Sie, der Brief bleibt hier. Kennen Sie die Handchrift vielleicht?“ frug der Beamte, den Kneifen der alten Dame zeigend.

Diese betrachtete die großen, dicken Schriftzüge genau. „Nein, sie ist mir völlig unbekannt“, erwiderte sie. „So wäre unser Geschäft beendet. Adieu, Fräulein.“ „Adieu, mein Herr“, flüsterte die alte Dame leise und verließ das Bureau.

„Von Rotterdam“, murmelte sie auf dem Heimwege, „ich kenne keine Seele in Rotterdam. . . Er ging nach Batavia. . . er ging nach Batavia.“

Einige Tage später sah Herr Blomst in seinem Bureau und öffnete einen aus Deutschland gekommenen Brief. Er lachte vergnügt. „Geld findet doch noch immer seinen Mann oder vielmehr hier seine Frau. Die lange hätte ich da herum-schreiben müssen bei den verschiedenen Leuten, bis die Person ausfindig gemacht wäre! So kostet das einen Geldbrief mit zehn Gulden, Polizei und Post wirken zusammen und die Person ist sofort da, ohne daß ich mich habe vorzeitig zu demaskiren brauchen, was nicht immer gut ist.“ Herr Blomst rieb sich die Hände und las: „Der verehrlichen Polizeidirektion Rotterdam, Abtheilung V, Zimmer Nr. 7 wird hiermit zur Kenntniß gebracht, daß dem völlig glaubwürdigen legitimirten und hierorts dem Polizeiklar verlässlichen wohlhabenden Fräulein Rebekka Emenreich — nach richtiger Nennung der Namen ihrer Brüder Samuel und Jaak — der uns amtlich übermittelte Betrag von zehn Gulden holländisch, obwohl das nicht in den Bereich unserer Thätigkeit gehört, eingehändigt worden, worüber Quittung vorliegt. Kuxhaven z. z.“

„Wo die Person lebt noch“, setzte Herr Blomst sein Selbstgespräch fort. „Das ist mir sehr wichtig. Wie kommt nun das Buch in den Koffer jenes französischen Diamantschneiders? In welchen Beziehungen steht jener Mann zu dem Fräulein? Wir wollen unsern Faden vorsichtig nach Kuxhaven spinnen, vielleicht bleibt der Fädeling in diesem Neze hängen.“

(Fortf. folgt.)

Warum der Müller nicht wahlte.

Von H. Fischer.

Frau Ritter drehte sich um, warf einen Blick nach der Mühle und schied ins Haus. Sie feste sich zum Kartoffelkäulen hin, aber das Messer stitterte merklich in ihrer Hand. Mütterliß sie den Athem an und lautete, ob sie kein Manchen vernehmen lieg. Es blieb todtenstill um sie, und ihre Gedanken über alle denkbaren Möglichkeiten schwirten in ihrem Kopfe herum, als ob der Ostwind durch der faulen Windmühlenspiegel heute Frau Amalie Ritter's Hirn herumzubredeln hätte.

Zulest hielt sie es nicht mehr aus. Sie mußte sich Gewißheit über das verschaffen, was los war. Mit halbem Dore lautete sie zur Kammer hinüber, ob etwa das Kind sich regte, dann warf sie das Messer fort, so daß die Schürze mit dem Kartoffel-schütteln auf die Bank, auf der sie gesessen hatte, und ging festen Schrittes durch den Hof hinüber zur Mühle. Anfangs gleichmäßig, dann mit kurzen, heftigen Schritten, wie jemand, der brennend gern sein Ziel erreichen will und sich doch unaufrichtig Mühe selbst zupreden muß.

Als sie die kleine Holzstiege erreicht hatte an der Mühle, blieb sie stehen und schaupte Luft wie ein Fisch im Trocknen. Dann hieterte sie ägernd, horchend die Holzstufen empor. Kein Laut, keine Bewegung ließ sich vernehmen, eine unbewegliche, bleichere Stelle war ringsum und in der sonst so geräuschvollen Mühle. Sie hing sich ebenso bleichener an Frau Ritter's Fuß,

hielt diese einen kurzen Augenblick auf dem kleinen Treppensur lief neben der geschlossenen Thür. Frau Ritter warf einen Blick zurück zum Hause, dann über Garten und Feld, wo Emilie und Karl bei der Arbeit waren. Sonst war es menschenleer ringsum.

Mit einem Ruck öffnete sie nun die Thür, fuhr jedoch sofort zurück auf den Altan, wo sie wie eine Wildblüde stand und ebenso bloß wie diese. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie entsetzt nach dem Balken, an dem der Müller leblos hing, den Rücken ihr zugewendet.

„Das war's!“ schrie sie dann heiser auf, und in demselben Augenblicke wich auch die bleterne Schwere, die ihre Glieder fast gelähmt hatte.

Schlag zog sie Stufen hinunter und rannte um die Mühle, wo sie wußte, daß Art und Weis, und sonstiges Sandverzeug lagen. Sie ergriß das Weis und schickte sofort dem Treppewieder hinauf in die Mühle, rüchete sich einen Schemel an dem Balken und hieb weit anholend den Strich durch, der darum geschlungen war und an dem der Selbstmörder hing. Das Weis blieb im Holze stecken, aber der Körper des Müllers sankte. Nach griff sie zu. — Sie war gewiß ein starkes Weib, aber sie taumelte doch, als der Körper an ihr herunter auf die Erde glitt. Sie kniete neben ihm nieder und löste mit fliegenden Fingern die Schlinge an seinem Hals und dann lautete sie auf Athem. We-

raume Zeit verging, unwohlbe Wimmeln, die sich ihr zur Ewigkeit denken dem hat, sich kaum merklich zuerst die Brust des Müllers zum Athmen.

Bis zu diesem Augenblicke hatte Frau Ritter nur instinktmäßig gehandelt, ohne über die That selbst nachdenken zu können. Jetzt kam ihr mit dem sichern Bewußtsein des Selbstmörders auch das volle Bewußtsein der göttlichen That. Sie schüttelte sich wie im Froste und sprang auf ihre Füße; ihr graute vor den nächsten Augenblicken, in denen der Bewußtlose die Augen aufschlagen mügte und sie erkennen würde. Da kam ihr ein Gedanke. Voller Hast schüttelte sie einen halbgefillenen Sack voll Stroh in den höl-gernen Trichter, dann ließ sie hinaus. Dabei stolperte sie über den fortgeschleuderten Strich. Sie hob ihn auf und steckte ihn ein, und nun dachte sie auch an das Weis, das noch im Balken stecken mügte. Richtig, ihre kräftigen Hände zogen es leicht heraus. Allerdings klopfte im Balken ein tiefer Schmitt, aber wer sah denn da hinaus? Gleich darauf stand sie auf dem Altan und schaute idar hinüber, wo Knappe und Magd beschäftigt waren, ohne nach der Mühle zu sehen. Weis, als könne man dort drüben ihre Schritte vernehmen, schickte sie jetzt die Treppe hinunter, stellte das Weis an den alten Fleck und machte sich daran, die Windmühlenschnelle in Bewegung zu bringen, die sich erst langsam, dann allmählich schneller zu drehen anfangen und deren dumpfes Wimmeln die Luft erfüllte.

Frau Ritter müchete sich den verendten Schweiß von der Stirn, ein kräftiges Wackeln erleichterte ihre Brust. — „Das wird ihn am erlien wieder zu sich bringen“, dachte sie und drehte der Mühle den Rücken, um dem Hause auszuweichen. Jedoch schnell trat sie wieder unter die Mühle, weil sie merkte, daß der Knappe bei dem Saufen der Mägel sich umdrehte, um nach der Mühle zu sehen; zwar ohne sonderliche Verwunderung, denn er handelt had weiter.

Jetzt erst schritt Frau Ritter in ihrem gewöhnlichen frommen Gange dem Hause zu, sie war sich doch nicht ganz sicher vor beobachtenden Augen. — Erst in der Stube drin schickte sie förmlich zusammen, wo sie ihre Willensstärke ablegen und das ganze schredliche Erlebnis nochmals im Geis durchmachen konnte. Und davorhin wiederholte sie die eine Frage: „Wenn ich nur den Grund wüßte, warum er das gethan.“

Frau Ritter, kommen Sie einmal schnell“, rief eine kräftige Männerstimme zum Fenster herein. — Es schlug ein, wie Posaunen in eine Vertheidigung. — Hören Sie denn nicht, Frau Ritter. In drei Weils Mann, wo stehen Sie denn?“

Frau Ritter fuhr vor Schreck in die Höhe und rannte aus der Thür.

„Ich höre schon, Leutchner, was giebt's denn so Preßirtes?“ frug sie unruhig.

„I nu natürlich. Ich muß machen, daß ich fortkomme“, erwiderte dieier und knallte dabei seinen beiden Ferkeln zum Spas um die Ohren, daß er sein eigen Weis faum hörte. — „Ich'man den Müller abruft, wenn der malit, kann man sich heiser schreien und verliert noch dazu die Zeit. Hier, geht ihm nachher den Zettel, es ist von wegen der verlobtenen Fähdung von heute, Sie müssen schon!“

Nichts wußte Frau Amalie Ritter. „Fähdung?“ rief sie und riß die Augen an.

„In ja doch, wessen Sie sich doch nicht dumm. Der Schmied will ihm noch Zeit lassen, vielleicht treibt man das Geld doch noch auf. Der Schmied gab mir den Zettel gestern schon, ich wollte es auch befragen, hatte nur gestern zu viel zu thun.“

Frau Ritter ging ein Licht an. Mit schneller weiblicher Auf-fassung und Ahnung reimte sie sich im Umhören eine Geschichte zusammen, die ihr mit einem Schlage die vorhin gestellte Frage beantwortete. Zugleich ergriff sie aber auch eine solche Wuth, daß sie sich nicht halten konnte, sondern Leutchner's Arm packte und derb schüttelte und dabei schrie sie ihm an:

„Damit kommen Sie erst heute heraus, was? Lassen den armen Mann eine ganze Nacht und den Voimittag unruhig Todesangst ausstehen! — I — Sie sind ja ein sonderer Patron, ein Weitschinder, ein Schandtel, den — o Herrgott! — das Gewissen wie ein Wühlhörn brüden wird — Hut über Sie, aus Faulheit einen Menschen beinahe in den Tod zu treiben!“

„Doh!“ Leutchner wußte antwortend nicht, wie ihm geschah. Bei dem plötzlichen Wuthausbruch der Frau hand er zuerst ver-dutzt und begriff nur allmähig, was das heißen sollte. Bei dem immer dichter auf ihn bogelnden Schimpfvoorten fing es nach-gerade auch in ihm an zu kochen. „Doh — o — was er-dreist sich so ein — ein Frauensimmer!“ schrie er feinerleits. „I, da soll doch!“

„Das Wetter drein schlagen!“ nahm ihm Frau Ritter das Wort weg. „Ja, natürlich, es wird Sie schon treffen, ehe Sie

sich's versehen, für die Art, wie Ihr den Müller behandelt, Ihr Zagelied, Ihr!“

„Walter's Mann!“ brüllte Leutchner und begann eben acquiriertes Ansehen, daß keiner so recht ein Wort des andern verstand. Dabei schüttelte Leutchner mit der Reichte durch die Luft, als wäre es seinem Verzen die einzige Wohlthat, zupauen zu können, dann zeigte er nach der Mühle.

„Da seht! — Ihr verdammtes Gezeier hat selbst der Müller über das Gezeier in der Mühle gehört, da sieht er heil und unverletzt, und Sie thun, als ob ich ihn umgebracht hätte. Da hört doch alles auf!“

Während Frau Ritter den Kopf jäh nach der Mühle wandte und einen Augenblick schweig, sprang Leutchner auf seinen Feiers-wagen und rüchete schamhaft davon, endlich trat, das schimjande Weib nicht mehr zu hören. Frau Ritter bemerkte gar nicht sein Fortgehen, lo anstrengt blickte sie nach der Mühle, wo der Müller-leibhaftig auf dem Altan stand und sich am Geländer festhielt. Sie legte die Hand über die Augen, um noch schärfer spähen zu können. Aber der Müller mügte es empfinden und sich unbedächtig dabei jählen. Er sekte joport in die Mühle zurück.

Frau Ritter ließ die Hand fallen, als sie sah, daß sie allein war, bemerkte aber zu gleicher Zeit drüben am Zaun Emilie und den Knappe, die der letzte Laut angelost hatten.

„Nacht wohl was so gehen geschit, nicht wahr? — Na — nun macht, daß Ihr wieder an die Arbeit kommt!“ besah sie raub. „Hören Sie nicht? 's Kind schreit schon lange!“ rief Emilie herüber.

Glüg ließ Frau Ritter nun ins Haus zurück und in die Kammer, während sie etwas aus den Augen mi. — mügte. Sie hielt es selbst für eine Mühe, die ihr hineingelungen sein mügte, denn eine Träne konnte ihr doch nicht ins Auge kommen — ein eener erlasyten Selbstmörder. Aber es war doch schade, erug schade war's um einen so ordentlichen, fleißigen und braven Mann wie der Andere's.

Derweil lag die kleine Neze schreibend im Bettchen und verlangte nach Kinderart energisch eine Verächtlichgung ihrer kleinen Persönlichkei, sobald sie die Augen aufgemacht hatte. Frau Ritter nahm sie denn auch unter beruhigenden Worten in die Höhe, brüdete das Gesicht des weinenden Kindes an die eigene warme Wangen und küßte es herzlich.

„Sie still, armes Ding!“ sagte sie, „ich verlaß dich gewiß nicht, wie es denn gottloser Vater wollte.“

Zur eigenen Genugthuung gab sie dem Kinde auf dem Arme die Mühle. In anderen Augen traf sie im Verdienen und mußte im Augen in der Stube bei ihr liegen, während sie kochte. Heute lag sie ihrer Beschäftigung mit dem Kinde auf dem linken Arme ob. Da blieb ihr zu die freie Rechte zur Arbeit. — den Inhalt der Neze umzurühren, Salz und Kartoffeln und Fett hinein-zuthun, den Fisch zu beden und Gebrauchtses fortzuräumen. Sie merkte kaum, daß ihr doppelte Arbeit dadurch entstand, — über dem unbewußten Gefühl, der kleinen Dieb auf ihrem Arm schon jeht thatschädlich ihre Verberbung zu erfüllen. Jetzt war sie trogabel, als Knappe und Emilie sich Schlag groß Luft einstellten. Der Müller kam nicht, aber die Mühle rauchte stot im Winde.

Frau Ritter schied den Knappen hinüber, ihn zu rufen, trog-ber er nicht zum Gehen.

„Er hat mich fortgeschickt, er will nicht essen“, berichtete der Knappe. „Sie werden's gar nicht glauben, Frau, er sieht wirklich krank aus.“

„So?“ — sagte diese und stellte den Leuten auf, als ob die Sache siemlich gleichgültig wäre.

Magd und Knappe saßen sich doch einigermaßen verdukt an, obwohl große Beobachtungsgehe durchaus nicht ihre Sache war. Dann ging es aus Gehen und während dieser Zeit war die Auf-merksamkeit ungetheilt bei dem Kinde auf dem linken Arme ver-lie die Mähelst, wie man's gewohnt war bei dem emigen Müller.

„Nachtseil!“ saßen beide Leute dann zugleich, als sie satt waren und hinansingen.

Draußen luden sie mit den Köpfen zusammen.

„Hat's n'rad und dem Müller gegeben?“ fragte kaltsant der Knappe die Magd.

„Nicht, wegen des Geldmangels mit dem Leutchner, das der Müller gehört haben muß, wenn er nicht taud ist. — Die Frau war sehr erbo.“

„So, die Müllerin war sonster, die Müllerin ist ein anders Frauensimmer, die schimpft wie eine Eiter.“

Emilie fand das auch, obwohl sie die Müllerin nicht gekannt hatte. Beide gingen dann langsam an die Arbeit. (Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

Unter ihren „Keltische Strächer“ giebt die reiche Sammlung „Das sich das Volk erzählt“ von Heinrich Mertens (Zeno, Göttenoble) folgenden. Schwant zum Beirten. Ein Mönch, ein Bauer und ein Barbier trafen einmal auf der Reize zusammen.

Sie kamen gegen Nacht in ein Wirthshaus, und als man schiefen geben wollte, da sagte der Barbier: „Hört einmal, liebe Freunde, es sieht mir hier sehr verdächtig aus. Wenn wir nur nicht die ganze Nacht überfallen werden.“ „Na“, sagte der Mönch, „mit ich auch gar nicht wohl zumute hier; aber was sollen wir machen; wir können doch nicht die ganze Nacht wachen; denn wir sind ab-

